



Universität
Münster

**Zwölf Monate,
zwölf Menschen
Porträts 2023**

J
F
M
A
M
J
J
A
S
O
N
D



Vorwort

Verehrte Leserin, verehrter Leser,

unsere Universität hat enorm viel zu bieten: eine beträchtliche Bandbreite an Studienfächern beispielsweise, eine großartige Ausstattung in den Laboren, Seminarräumen und Hörsälen, zahlreiche internationale Kooperationen und ein quirliges Campusleben. Diese Fakten, die unsere Hochschule prägen, werden aber erst durch all jene Menschen anschaulich und greifbar, die unserer Universität buchstäblich ein Gesicht geben: die mehr als 43.000 Studierenden und die rund 8.000 Beschäftigten. Sie sind es, die durch ihre Leistungen, ihr Engagement und ihre Persönlichkeit der Universität ihr unverwechselbares Profil verleihen und auf ihre individuelle Art zum guten Ruf unserer Hochschule beitragen.

Mit dieser Publikation möchten wir der Vielfalt an der Universität Münster Rechnung tragen und Ihnen einige herausragende Personen des vergangenen Jahres vorstellen – in zwölf Porträts, eines für jeden der zwölf Monate des Jahres 2023. Aufgrund ihrer Expertise, ihrer Rolle an der Universität und ihrer Erfolge stehen die Porträtierten exemplarisch für die Forschungs-, Lehr- und Transfergedanken, die unsere Universität als Ganzes ausmachen und von denen wir alle profitieren: die Mathematikerin etwa, die mit ihrer Expertise in der arithmetischen Geometrie herausragt, der Physiker, der an der bahnbrechenden Entdeckung langsam schwingender Gravitationswellen beteiligt war, oder die Studentin, die ihr Studium und ihren Leistungssport erfolgreich unter einen Hut bekommt.

„Die Voraussetzung für Wissen ist Neugier“, ließ einst der berühmte Meeresforscher und Dokumentarfilmer Jacques-Yves Cousteau verlauten. Ich hoffe, dass dieser Blick auf nur einige der vielen herausragenden Mitglieder unserer Universität Ihre Neugier auf Forschung, Studium und Lehre weckt und Ihr Interesse findet. Ich wünsche Ihnen viel Freude bei der Lektüre über zwölf Persönlichkeiten aus unserer Mitte.

Mit herzlichen Grüßen, Ihr

Prof. Dr. Johannes Wessels
Rektor der Universität Münster

Inhalt

JANUAR

Prof. Dr. Rainhild Schäfers

Nach über 20 Berufsjahren als Hebamme schlug Rainhild Schäfers eine akademische Laufbahn ein. Seit Januar ist sie die erste Professorin für Hebammenwissenschaft an der Universität Münster.

4–5

MÄRZ

Prof. Dr. Frank Glorius

Im März erhielt Frank Glorius einen begehrten „ERC Advanced Grant“. Mit der Förderung möchte der Chemiker neue Methoden der Energietransfer-Photokatalyse entwickeln.

8–9

MAI

Prof. Dr. Hinnerk Wißmann

Am 3. Mai war der 1907 verliehene Name „Westfälische Wilhelms-Universität“ Geschichte. Der Senatsvorsitzende Hinnerk Wißmann war vom ersten bis zum letzten Tag am Prozess der Umbenennung beteiligt.

12–13

JULI

Julia Tertünte

Bei den FISU World University Games sicherte sich Pharmaziestudentin und Ruderin Julia Tertünte im „Leichten Einer“ die Bronzemedaille.

16–17

SEPTEMBER

Julia Bühner

Julia Bühner betritt mit ihrer Doktorarbeit zur Völkerrechtsgeschichte der Eroberung der Kanarischen Inseln wissenschaftliches Neuland. Dafür erhielt sie im September eine Sonderauszeichnung.

20–21

NOVEMBER

Franziska Köster

Medizinstudentin Franziska Köster hat das Simulationstraining der „Klima-Limette“ maßgeblich mitentwickelt. Im November zeichneten die Ersatzkassen das Projekt mit dem Zukunftspreis aus.

24–25

FEBRUAR

Christin Menke

Die Universität Münster treibt ihre Gründungsförderung erfolgreich voran. Christin Menke arbeitet am REACH, das Start-ups von der ersten Idee an begleitet.

6–7

APRIL

Prof. Dr. Christos Gatsogiannis

Christos Gatsogiannis vom Institut für Medizinische Physik und Biophysik verantwortet die Kryo-Elektronenmikroskopie an der Universität Münster. Im April wurde ein Gerät der höchsten Leistungsklasse in seiner Arbeitsgruppe eingeweiht.

10–11

JUNI

Prof. Dr. Kai Schmitz

Am 29. Juni erlebte der Teilchenphysiker Kai Schmitz mit der Bekanntgabe der Entdeckung von langsam schwingenden Gravitationswellen einen bewegenden Moment in seiner Karriere.

14–15

AUGUST

Prof. Dr. Harald Strauß

Seit August ist das Geomuseum der Universität geöffnet. Museumsdirektor Harald Strauß ist begeistert von den Exponaten und den hohen Besucherzahlen.

18–19

OKTOBER

Prof. Dr. Ivan Berg

Der „ERC Synergy Grant“ eröffnet dem Mikrobiologen Ivan Berg die Möglichkeit, mehr über den Stoffwechsel von urzeitlichen Mikroorganismen herauszufinden.

22–23

DEZEMBER

Prof. Dr. Eva Viehmann

Im Dezember erhielt Eva Viehmann, Professorin für Theoretische Mathematik, die Zusage für einen Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis – die wichtigste wissenschaftliche Auszeichnung in Deutschland. Dies ermöglicht ihr viel Freiraum und Selbstbestimmung.

26–27

„Die Belastung habe ich erst im Nachhinein gespürt“

Als junge Frau erlernte Prof. Dr. Rainhild Schäfers den Beruf der Hebamme. Nach mehr als 20 Berufsjahren entschied sie sich für ein Studium der Pflegewissenschaft. Seit Januar ist sie die erste Professorin für Hebammenwissenschaft an der Universität Münster. *Hanna Dieckmann*

Empfinden Sie die Akademisierung des Hebammenberufs als Meilenstein? Die Akademisierung ist ein später Schritt, aber ein wichtiger in die richtige Richtung für den Hebammenberuf. In Münster sind wir in die Medizinische Fakultät eingegliedert. Das ist ein großer Vorteil, denn so profitieren beide Seiten von Synergieeffekten.

Welche Botschaft ist Ihnen wichtig? In unserem Beruf geht es in erster Linie um Frauengesundheit, das Baby ist süßes Beiwerk! Es ist bedauerlich, wenn man den Erfolg einer Geburt nur an einem rosigen Neugeborenen misst und dabei die Frau vergisst. Darauf reagiere ich allergisch.

Wieso? Weil viele Mütter nach der Geburt unter körperlichen und seelischen Beschwerden leiden. Der Anspruch „Mutter und Kind wohlauf“ greift mir zu kurz.

Sie arbeiteten in Krankenhäusern und freiberuflich mit Familien. Warum zog es Sie dann an die Hochschule? Mir missfiel, dass ich in meiner praktischen Arbeit oft sagen musste „Ich habe das Gefühl, dass ...“ Ich wollte mit Bestimmtheit sagen können: „Ich weiß.“ Deswegen war das Studium die logische Konsequenz.

Was heute Gesetz ist, haben Sie auf eigene Faust gemacht: eine akademisch fundierte Ausbildung. War Ihnen die Notwendigkeit damals schon bewusst? Ich verstand durch das Studium, wie wichtig es ist, über den Tellerrand zu schauen. Das wissenschaftliche

Arbeiten eröffnete mir eine neue Welt: Ich konnte Studien lesen, in Datenbanken recherchieren und vergleichen, wie Dinge im Ausland laufen.

Sie sprechen leidenschaftlich über Ihren Beruf. Wollten Sie schon immer Hebamme werden?

Nein. Als ich 16 Jahre alt war, sagte meine Mutter, „Hebamme, das wär’ doch was für dich.“ Mit diesem Satz schlug sie einen Pfahl ein. Sonst wäre ich wohl Schreinerin geworden.

Nicht gerade ähnliche Berufe ... Auf den ersten Blick nicht. Aber in beiden Berufen sieht man etwas wachsen, das man am Ende bildlich gesprochen aus der Taufe hebt.

Wenn Sie an diese Momente denken: Vermissen Sie die praktische Arbeit als Hebamme? Ja und nein. Den Umgang mit den Frauen vermisse ich. Dieses Vertrauensverhältnis, das im besten Fall dazu führt, dass ich die Frau ermächtige, das Zepter selbst in die Hand zu nehmen – ein sehr befriedigendes Gefühl. Denn aus meiner Sicht läuft eine Geburt gut, wenn ich das Gefühl habe, dass ich störe.

Und was fehlt Ihnen nicht? Die Fremdbestimmung. Als Begleitbeleghebamme hatte ich an sieben Tagen jeweils 24 Stunden Rufbereitschaft. Ich musste alles darauf abstellen: essen, wenn ich keinen Hunger hatte, mich nicht zu weit vom Haus entfernen, mir dreimal überlegen, ob ich abends ein Bier trinke. Zu viele Menschen hatten Eingriff in mein Leben. Ich konnte

jederzeit aus jeder noch so privaten Situation gerissen werden. Meine Standardantwort, wenn meine Kinder mich fragten, ob ich Zeit für etwas hätte, war: „Wenn ich dann keine Geburt habe ...“ Ich hatte das Gefühl, dass ich mit meinem Rhythmus viele Menschen verletzte.

Sie haben es also nie bereut, den akademischen Weg eingeschlagen zu haben? Im Gegenteil: Heute habe ich das Privileg, auf 21 Jahre als Hebamme und auf fast 20 Jahre Forschungserfahrung zurückblicken zu dürfen. Diese Kombination an heutige Studierende weiterzugeben, ist ein großes Geschenk. Es erfüllt mich zu sehen, wie junge Menschen in den Beruf der Hebamme und Forscherin hineinwachsen.

Wie setzen Sie Ihre Erfahrung ein? Unsere Arbeit wird oft verklärt. Für die Studierenden ist es wichtig, einen klaren Blick auf das zu bekommen, was sie erwartet. Oft hören wir: In keinem Beruf erlebt man so viele Freudentränen. Das mag stimmen, aber das kann auch überfordern. Unser Beruf ist sehr emotional und hinterlässt bei uns manchmal das Gefühl, dass wir unersetzlich seien. Dieser immense Druck kann im schlimmsten Fall zu einem Burn-out führen.

Waren Sie jemals in dieser Situation? Ich war mehrfach an der Grenze. Aber die Belastung habe ich erst im Nachhinein gespürt. Unlängst klingelte in der S-Bahn ein Handy mit dem Klingelton, den ich während meiner Rufbereitschaft hatte. Ich bin sofort zusammengezuckt. So tief sitzt das auch nach so langer Zeit noch.

Rainhild Schäfers gibt eine besondere Kombination aus über 20 Jahren als Hebamme und 20 Jahren Forschungserfahrung an ihre Studierenden weiter.

Ideen raus aus der Schublade!

An keiner deutschen Hochschule hat sich die Gründungsförderung so sehr verbessert wie an der Universität Münster. Das geht aus dem „Gründungsradar“ des Stifterverbandes hervor, der im Februar erschien. **Christin Menke** arbeitet am REACH, das Start-ups von der ersten Idee an begleitet. *Brigitte Heeke*

Wer gründen will, kann gar nicht früh genug zu uns kommen“, betont Christin Menke. Aber auch wer bereits einen ausgearbeiteten Businessplan in der Tasche hat, ist in der ehemaligen Landesbank an der Geiststraße willkommen, im „REACH - EUREGIO Start-up Center“ der Universität Münster. Seit 2020 zählt Christin Menke zum Coaching-Team des REACH und berät angehende Unternehmerinnen und Unternehmer, vom Studierenden bis zum Professor. Diesen Weg hätte sie sich während ihres Sportstudiums in Bielefeld und Köln nicht träumen lassen. „Obwohl aus meinem Masterstudiengang mit 20 Leuten immerhin zwei Gründungen hervorgegangen sind, hatte ich mich mit dem Thema noch nicht befasst. Daran bin ich wirklich durch Zufall gekommen.“

Zunächst arbeitete Christin Menke also als Angestellte, bei einem bayerischen Fahrradhersteller in der Entwicklung. Später wechselte sie zu einem Dienstleister, der sich um Zulassungen von Produkten in der Pharma- und Medizintechnik kümmert. Als ihr dortiger Chef sie fragte, ob sie bei dessen Start-up dabei sein möchte, sagte sie zu. „Wir waren zu viert und naiv“, blickt die 33-Jährige zurück. „Als einer unserer ersten Kunden Interesse äußerte und um die Zusendung des Vertrags bat, musste ich erstmal herausfinden, was er meint.“ Das Schriftstück, ein Standard in der Branche, hätten sie rasch mit viel Mühe aufgesetzt. „Ohnehin mussten Dinge erledigt werden, mit denen wir vorher keine Berührungspunkte hatten. Die Unterstützung, wie sie das REACH bietet, hätten wir damals gut brauchen können“, betont sie. „Letztlich hat es nicht geklappt. Aber ich habe in den zwei Jahren viel gelernt, gerade aus den Fehlern.“

Ihre Erfahrungen gibt Christin Menke nun an andere weiter. Etwa bei dem ersten Start-up, das sie selbst betreut hat: Das Unternehmen „Truion“, damals noch „CatSper“, hat einen Test entwickelt, der erkennt, wenn Männer auf natürlichem Wege keine Kinder haben können. „Ein solcher Test erspart Paaren mit Kinderwunsch viele Enttäuschungen“, ist Christin Menke überzeugt. Mehrere Jahre Forschung steckten bereits in der Idee, als sich die Gründer damit an das REACH wandten. Es sei spannend, das Start-up auf seinem Weg zu begleiten.

„Das Produkt wird mittlerweile bereits seit circa einem halben Jahr verkauft. Kliniken können den Test in jedem üblichen Labor durchführen.“

Im REACH landen mitunter Ideen, die auch eine Coachin überraschen. So entwickelt das Start-up „Ambient Sphere“ beispielsweise Hintergrundmusik für sogenannte „Pen and Paper“-Rollenspiele. „Ich wusste vorher gar nicht, dass es einen Markt für so etwas gibt. Aber dahinter steckt tatsächlich eine große Community“, sagt Christin Menke, während sie an einem Tisch auf der sogenannten „Fläche“ sitzt, dem weitläufigen Eingangsbereich des REACH, der mit flexiblen Stühlen, Tischen und Whiteboards ausgestattet ist. „Dass sich hier alle begegnen, ist genial, weil im Austausch mehr Ideen entstehen als alleine.“ Eine der Ideen aus jüngster Zeit ist hier ebenfalls gut sichtbar: Auf den Tischen stehen bunte Vasen aus recyceltem Altkunststoff.

Um das Gründen an allen Fachbereichen als Thema noch präsenter zu machen, brauche das REACH einen langen Atem. „Zu Beginn haben wir noch von den vorigen Strukturen profitiert: Erfolgreiche Start-ups wie Pixel Photonics und E-Lyte wurden bereits von der Arbeitsstelle Forschungstransfer der Universität begleitet und mit auf den Weg gebracht. Das Wissen und die Erfahrungen der Kolleginnen und Kollegen sind nun sehr hilfreich.“ Die aktuellen Zahlen belegen, dass Hackathons, Workshops, das Inkubator-Programm und andere Formate tatsächlich verstärkt zum Gründen ermuntern. So hat sich die Universität Münster laut Gründungsradar unter den großen Hochschulen von Platz 41 (2020) auf Platz 14 vorgearbeitet. Aus dem REACH, das mit der Universität Twente im niederländischen Enschede sowie der FH Münster kooperiert, sind seit 2019 bereits 80 Start-ups hervorgegangen. Im Moment betreut das Coaching-Team 159 weitere Gründungsvorhaben. Christin Menke ist von den Produkten „ihrer“ Start-ups begeistert, aber ihre Motivation zieht sie vor allem aus einer Überzeugung: Gute Ideen, von denen es an einer Universität reichlich gibt, sollten nicht in der Schublade verschwinden. Zudem empfiehlt sie Studierenden, das Gründen als eine mögliche Karriereoption in Betracht zu ziehen. „Man muss ja nicht gleich der nächste Elon Musk werden.“



Zuhören und Ideen entwickeln: Christin Menke vom Coaching-Team des REACH berät Start-ups in allen Phasen der Gründung.

In der Forschung grenzenlos

Prof. Dr. Frank Glorius ist Chemiker aus Leidenschaft. In seiner Gruppe am Organisch-Chemischen Institut arbeiten hoch motivierte junge Menschen aus verschiedenen Ländern. Im März erhielt er einen begehrten „ERC Advanced Grant“. *Dr. Christina Hoppenbrock*

Es gibt offenbar viele junge Menschen, die gerne Teil der „Glorius Group“ wären. Sehr viele sogar. Chemieprofessor Frank Glorius erhält nahezu täglich Anfragen. Und so sagt er zahlreichen Bewerbern aus aller Welt ab – jedes Jahr weit mehr als 1.000 Mal. Die jungen Leute, die es in seine Gruppe schaffen, sind herausragend gut, hoch motiviert und haben das volle Vertrauen ihres Mentors. Das Einzige, was er von allen verlangt, sei ein gutes Miteinander innerhalb seines Teams, unterstreicht der 51-Jährige. „Interessiert euch für die Experimente der anderen, tauscht eure Gedanken aus.“ 69 Doktorandinnen und Doktoranden haben in der „Glorius Group“ bislang promoviert. Alle ehemaligen und derzeitigen Teammitglieder zusammengenommen, kommt Frank Glorius auf 170 Menschen, die er wissenschaftlich betreut hat oder noch betreut. Beim jährlichen Sommerfest der Gruppe treffen sich die verschiedenen Generationen des wissenschaftlichen Nachwuchses in Münster.

Frank Glorius, der morgens auf dem Weg zur Arbeit gern eine Extrarunde mit dem Fahrrad dreht, bezeichnet sich als „Hardcore-Forscher“. Er liebt die Wissenschaft; E-Mails beantwortet er oft nachts. Die Liste seiner Auszeichnungen ist lang, die Liste seiner wissenschaftlichen Publikationen ist noch länger. Die Glorius-Gruppe ist für ihre Forschung auf aktuellen Gebieten der Chemie weltweit bekannt; in vielen Projekten arbeitet sie mit Partnern aus anderen Fachdisziplinen zusammen. Zu ihren Schwerpunkten zählen die organische Photokatalyse, die Entwicklung nachhaltig herstellbarer funktionaler Moleküle und die Oberflächenchemie. Ein neues Steckenpferd ist die Chemie als Datenwissenschaft. „Ich will, dass wir auf jedem einzelnen dieser Gebiete Weltklasse sind“, betont Frank Glorius. Sein ERC Advanced Grant 2023 ist für ihn der dritte ERC Grant. Mit der Förderung des Europäischen Forschungsrats (ERC) möchte der Chemiker mit seinem Team neue Methoden der Energietransfer-Photokatalyse entwickeln und Molekülstrukturen herstellen, die sich etwa für die Herstellung von Medikamenten nutzen lassen.

Wenn man Frank Glorius, derzeit auch Dekan des Fachbereichs Chemie und Pharmazie, nach einer typischen Situation in seinem Arbeitsalltag fragt, dann

schildert er diese Szene: „Ich sitze am Schreibtisch. Jemand aus meinem Team steckt den Kopf durch meine Bürotür und ich rufe ‚come in‘.“ Die Zusammenarbeit mit Menschen gefällt ihm besonders gut – sei es zum Beispiel beim Austausch mit anderen Professoren oder mit hochrangigen Vertretern der Chemie-Industrie.

Zur Chemie kam Frank Glorius „klassisch“, wie er sagt – als Kind über einen Chemiebaukasten. Damals lebte er mit seiner Familie in Walsrode in der Lüneburger Heide. Nach dem Chemiestudium in Hannover und Stanford und seiner Forschung für die Doktorarbeit am Max-Planck-Institut (MPI) für Kohlenforschung in Mülheim an der Ruhr folgte die Promotion an der Universität Basel. Weitere Stationen: Postdoktorat an der Harvard University in Cambridge (USA), Leitung einer Nachwuchsgruppe am MPI in Mülheim, ein Ruf an die Universität Marburg und schließlich der Wechsel nach Münster im Jahr 2007.

Auch zuhause ist die Chemie für Frank Glorius präsent, zum Beispiel durch das Studium seiner Zwillingstöchter – eine studiert Chemie, die andere Biochemie. Seine Frau ist leitende Chemikerin in der Industrieforschung, und der Sohn interessiert sich in der Schule für das Fach. Um auf andere Gedanken zu kommen, liest Frank Glorius nicht nur gern Nachrichtenmagazine oder lädt Gäste nach Hause ein. Er guckt mit Vorliebe auch Fernsehen – besonders Serien. „Bei der Show ‚Die Höhle der Löwen‘, bei der Jungunternehmer Geldgeber suchen, kann man zum Beispiel mit der gesamten Familie zuschauen, dabei quatschen und nebenher etwas über Wirtschaft lernen“, sagt er. Die Chemie-Experimente, die ihn als Kind faszinierten, liebt Frank Glorius noch heute, auch wenn er inzwischen nicht mehr im Labor steht. Allerdings: So großartig die Experimente sind, so wichtig ist es, im Forscheralltag niemals die Sicherheit zu vergessen, betont er. Während seiner Doktorarbeit löste er versehentlich eine Explosion im Labor aus – allein schon deswegen nimmt er das Thema besonders ernst. Damals wurde zum Glück niemand verletzt, sodass Frank Glorius heute lachend den Spitznamen verrät, den seine Mit-Doktoranden ihm verpassten: „Im Institut haben sie mich eine Zeit lang ‚Knallfrosch‘ genannt.“

Frank Glorius legt Wert auf ein gutes Miteinander im Team und einen regelmäßigen fachlichen Gedankenaustausch.

Auf der Reise in ein unbekanntes Land

Prof. Dr. Christos Gatsogiannis vom Institut für Medizinische Physik und Biophysik ist verantwortlich für die Kryo-Elektronenmikroskopie an der Universität Münster. Im April wurde ein Gerät der höchsten Leistungsklasse in seiner Arbeitsgruppe eingeweiht. *Dr. Christina Hoppenbrock*

Als Christos Gatsogiannis in seiner griechischen Heimatstadt Karditsa seine Koffer packt, um in Deutschland zu studieren statt in Athen wie seine Freunde, ist er 18 Jahre alt. Zuvor hat er lange gegrübelt, ob es die richtige Entscheidung ist. Doch alles fügt sich sehr schnell: In Deutschland verfliegen die Zweifel schon beim Sprachkurs am Frankfurter Goethe-Institut.

Während des Biologiestudiums in Mainz entdeckt er seine Begeisterung für die molekularen Mechanismen, die in jeder Zelle ablaufen und das Leben ermöglichen – und für die Strukturen der Proteine, die für deren Funktion entscheidend sind. Damals, in den 2000er Jahren, ist die Röntgenkristallographie die Methode der Wahl, um Proteinstrukturen zu analysieren. Allerdings lässt sich längst nicht jedes Protein untersuchen, und die Aufklärung einer einzigen Struktur dauert oft Jahre. Christos Gatsogiannis, der seit 2020 an der Universität Münster lehrt und forscht, entdeckt während des Studiums noch eine andere Technik für sich: die Kryo-Elektronenmikroskopie (Kryo-EM), bei der biologische Proben auf extrem niedrige Temperaturen abgekühlt werden. „An eine hochauflösende Analyse von Proteinstrukturen damit war damals nicht zu denken“, betont er heute.

Seit der Studienzeit hat sich viel getan für Christos Gatsogiannis: 2022 baut seine Arbeitsgruppe im Center for Soft Nanoscience (SoN) ein nagelneues Kryo-Elektronenmikroskop der Extraklasse auf, und im April 2023 folgen zahlreiche Ehrengäste seiner Einladung zur offiziellen Einweihung – ein vorläufiger Höhepunkt seines beruflichen Traums. Das neue Gerät erreicht eine Auflösung von etwa einem zehnmillionstel Millimeter, was der Größenordnung von Atomradien entspricht. Es ermöglicht die Strukturbestimmung von Proteinen und anderen Biomolekülen und sogar hochauflösende Einblicke direkt in die Zelle.

Doch der Reihe nach: Christos Gatsogiannis widmet seine Doktorarbeit der Kryo-EM, die damals noch in den Kinderschuhen steckt. Jede Aufnahme entwickelt er einzeln in der Dunkelkammer. 2009 schließt er die Arbeit mit der Bestnote „summa cum laude“ ab und entschließt sich, für ein Postdoktorat in Deutschland zu bleiben.

Seine nächste Station ist das Max-Planck-Institut (MPI) für molekulare Physiologie in Dortmund, wo es einen Schwerpunkt in der Kryo-EM gibt. Nach dem Postdoktorat wird er dort Gruppenleiter in der Abteilung für strukturelle Biochemie.

Während Christos Gatsogiannis in Dortmund forscht, macht die Mikroskopietechnik einen Quantensprung – die Kryo-EM erreicht atomare Auflösung –, und gleichzeitig findet eine Revolution der Computersoftware statt. Die drei Wissenschaftler, die die Entwicklung der Kryo-EM anstießen und ermöglichten, nehmen 2017 den Chemie-Nobelpreis entgegen.

Etwa zur gleichen Zeit erhält die Universität Münster ein neues Forschungsgebäude: das SoN. Im Erdgeschoss des Neubaus, unterhalb eines Erdwalls, liegt ein spezieller Laborraum mit einer Bodenplatte aus Beton, die luftgefedert auf Pfeilern schwebt und nahezu schwingungsfrei ist. Dieser Raum ist eigens dafür gebaut, ein Kryo-Elektronenmikroskop zu beherbergen.

Als Christos Gatsogiannis seine Stelle am MPI in Dortmund aufgibt, um den Ruf an die Universität Münster anzunehmen, ist das Labor im SoN noch leer. Unter seiner Regie folgt ein Großgeräte-Antrag; weitere Arbeitsgruppen aus Medizin, Biologie und Chemie sind beteiligt. 2022 gibt es eine Erfolgsmeldung: Die Deutsche Forschungsgemeinschaft bewilligt eine 7,5 Millionen Euro teure Geräteausstattung für Hochleistungs-Kryo-Elektronenmikroskopie. Wenige Monate später wird die kostbare Fracht geliefert und eingeweiht. Mittlerweile nutzen zahlreiche Arbeitsgruppen der Universität Münster das Mikroskop, das so leistungstark ist, dass es bundesweit seinesgleichen sucht.

Christos Gatsogiannis hat inzwischen erneut seine Siebensachen gepackt und ist mit seiner Frau und seiner Tochter aus Dortmund ins Münsterland gezogen. Seinen Traum, in die Zellen zu blicken, hat er noch immer. Wenn wir durch das neue Mikroskop schauen, wissen wir nicht, was uns erwartet. Es ist wie eine Reise in ein unbekanntes Land.“



Christos Gatsogiannis möchte kleinste Strukturen und die Prozesse im Inneren von Zellen sichtbar machen.

Moderator und Makler

Gut vier Jahre lang diskutierten die Universität und die Öffentlichkeit über den Namensgeber der Hochschule, Kaiser Wilhelm II.. Am 3. Mai war die „WWU“ Geschichte. Der Senatsvorsitzende Prof. Dr. Hinnerk Wißmann war vom ersten bis zum letzten Tag an diesem Prozess beteiligt. *Norbert Robers*

Man darf davon ausgehen, dass Prof. Dr. Hinnerk Wißmann am frühen Nachmittag des 17. Oktober 2018 noch unter dem Eindruck seiner soeben erfolgten Wahl zum neuen Senatsvorsitzenden der Universität Münster stand, als er einige Minuten später über einen Antrag der Studierenden abstimmen ließ. Er ahnte vielleicht schon damals, dass die Zustimmung des Senats zu diesem Antrag seine Arbeit für das Gremium in den kommenden Jahren maßgeblich bestimmen würde – zudem mit einem weitreichenden Ende. Die Studierenden hatten dafür plädiert, dass die Universität „einen historisch-kritischen Umgang“ mit ihrem Namensgeber, Kaiser Wilhelm II., entwickeln sollte. Viereinhalb Jahre später, genau am 5. April 2023, votierte der Senat mit Hinnerk Wißmann an der Spitze mehrheitlich für eine Umbenennung der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster in „Universität Münster“ – mit der Genehmigung durch das nordrhein-westfälische Wissenschaftsministerium am 3. Mai 2023 war der 1907 verliehene Name Geschichte.

„Kaiserlos“, kommentierte der WDR seinerzeit, eine Zäsur, die bundesweit für großes Interesse sorgte. Der Rechtswissenschaftler Hinnerk Wißmann war also vom ersten bis zum letzten Tag unmittelbar an diesem für die Universität einschneidenden Entscheidungsprozess beteiligt. „Es war der richtige Weg“, betont er, „weil es eine Debatte mit offenem Ausgang war und weil wir es uns nicht leicht gemacht haben. Die große allseitige Gelassenheit nach unserem Beschluss spiegelt das wider.“

Selbstverständlich war die Entscheidung noch offen, als die zunächst eingesetzte Arbeitsgruppe unter Leitung des Historikers Prof. Dr. Olaf Blaschke im Februar 2020 ihren Abschlussbericht vorlegte. Aber es gab den einen Halbsatz in diesem Dossier, der schon damals vermuten ließ, dass es schwerfallen würde, Wilhelm II. als Namensgeber beizubehalten. Es bestehe kein Zweifel, hatte die AG den aktuellen Forschungsstand zusammengefasst, „dass Wilhelm II. überaus militaristisch und geradezu obsessiv antisemitisch war“. Ein Projektteam organisierte fortan unter dem Titel „Zur Sache WWU“ Diskussionen, eine Ausstellung und vieles mehr, auf einer Projektseite im Internet konnte jedermann Kommentare veröffentlichen, ein wissen-

schaftlicher Beirat diskutierte jedes Für und Wider und alle denkbaren Varianten. „Es lag förmlich in der Luft, dass wir uns am besten in dem schlichten Namen ‚Universität Münster‘, der ja zugleich unser Gründungsname ist, sowohl historisch als auch mit Blick auf die Zukunft wiederfinden“, fasst Hinnerk Wißmann die Überlegungen zusammen. „Universitas als Gesamtheit der Wissenschaften, als ein Ort der Internationalität und des Austauschs – dieser Gedanke eint uns alle.“

Es war keineswegs allein dieser Prozess im Senat, der den Verwaltungs- und Verfassungsjuristen Hinnerk Wißmann, der seit 2013 an der Universität Münster einen Lehrstuhl für Öffentliches Recht innehat, beeindruckt hat. Es sei gleichermaßen herausfordernd und anregend, als Vorsitzender die Verschiedenheit der Statusgruppen und der Fächerkulturen zu moderieren, mit Respekt und mit offenem Visier. „Ich will dabei ein ehrlicher Makler sein. Ich will Entscheidungsangebote machen und zusammenführen, was möglichst viele mittragen können. So gesehen, war der Prozess der Namensänderung ein großartiges Beispiel dafür, wie der Senat idealerweise arbeitet“, unterstreicht der gebürtige Hannoveraner. Und schiebt einen bemerkenswerten Satz hinterher: „Ich liebe den Senat – denn in diesem Forum kommt unsere Universität zu sich selbst.“ Der 52-Jährige hat an insgesamt neun Universitäten studiert und gearbeitet und steht regelmäßig mit anderen Senatsvorsitzenden im Kontakt. Nirgendwo sonst kenne er eine solch ausgeprägte Wertschätzung zwischen Rektorat, Hochschulrat und Senat sowie die Bereitschaft, „sich gegenseitig zu vertrauen“. Für die Universität Münster ergebe sich dadurch ein „klarer Standortvorteil“.

Als Senatsvorsitzender muss Hinnerk Wißmann ständig ansprechbar sein, ungefähr einen Arbeitstag pro Woche kalkuliert er für dieses Gremium ein. Seine Aufgaben an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät und in der nationalen wie internationalen Fachgemeinschaft sind deswegen nicht weniger geworden. Vielleicht gönnt er sich zu gegebener Zeit ein zusätzliches Semester für die Forschung. „Irgendwann mal“, sagt er und lächelt. Er kann warten, schließlich ist ihm der Senat buchstäblich ans Herz gewachsen ...

Auch Hinnerk Wißmann liest regelmäßig die „wissen/leben“, die als Folge der Umbenennung ihren Seitenkopf in „Universität Münster“ abgeändert hat.

Auf der Suche nach den Grenzen des Wissens

Als Kind verbrachte Prof. Dr. Kai Schmitz viele Stunden in einer Sternwarte – das Universum faszinierte ihn. Am 29. Juni erlebte der Teilchenphysiker mit der Bekanntgabe der Entdeckung von langsam schwingenden Gravitationswellen einen bewegenden Moment in seiner Karriere. *Norbert Robers*

Nach der Schule gab es für den heranwachsenden Kai oft kein Halten mehr: Nach dem Essen und den leidigen Hausaufgaben kannte der 14-jährige Berliner meist nur ein Ziel – die Wilhelm-Foerster-Sternwarte im Bezirk Steglitz. Seine Großeltern hatten einige Jahre zuvor mit einem Buchgeschenk aus der Reihe „Was ist was“ eine unerbittliche Begeisterung für Planeten, Sterne und das Universum in ihm ausgelöst. Stundenlang und meist bis weit in die Nacht hinein beobachtete Kai zunehmende Monde, helle Fixsterne, die Venus und die Sonne. Doch eines Abends brach die Katastrophe über ihn herein. Er war deutlich später als von seinen Eltern verlangt nach Hause gekommen – mit der für den Jungen dramatischen Konsequenz, dass er fortan bereits gegen 22.30 Uhr zu Hause sein musste. Aber der pfiffig-verzweifelte Kai Schmitz wusste sich auch in dieser persönlichen Notlage zu helfen: Er initiierte eine Unterschriftenaktion in eigener Sache. Immerhin elf Freunde und Bekannte sprachen sich seinerzeit schriftlich dafür aus, dass der junge Sternenfreund „in Zukunft länger als bis halb elf auf der Sternwarte bleiben darf“. Und siehe da, Kais Eltern zeigten sich ob dieser beeindruckenden Petition schnell gnädig ...

Heute, also rund 23 Jahre später, berichtet Prof. Dr. Kai Schmitz beim Blick über den münsterschen Aasee mit leuchtenden Augen davon, wie er dem 29. Juni 2023 entgegengefeiert hat – dem Donnerstag, an dem er als Mitglied des globalen Physiker-Konsortiums „NANOGrav“ bekanntgab, dass man nach 15 Jahren intensiver Messungen erstmals überzeugende Hinweise für die Existenz von langsam schwingenden Gravitationswellen gefunden habe. Ein wissenschaftlicher Coup, ein weltweit beachteter Durchbruch und gleichzeitig ein im wahrsten Sinne des Wortes bewegender Moment für Kai Schmitz. „Ich war sehr nervös, wir alle hatten nur noch einen Tunnelblick auf diesen Tag und unsere Ergebnisse“, betont er. Woher rührt seine Leidenschaft für dieses Fach? Um zu verstehen, was die Welt im Innersten zusammenhält, wie es in Goethes „Faust“ heißt? „Physikerinnen und Physiker nehmen die oft endlosen Warum-Fragen

von Kindern sehr ernst. Weil wir nicht wie viele genervte Eltern irgendwann die Fragerei unserer Kinder ablehnen, sondern weil wir permanent die Grenzen unseres Wissens verschieben wollen – und genau das ist uns mit der Entdeckung der niederfrequenten Gravitationswellen gelungen.“

Bei Kai Schmitz lief schon in jungen Jahren „alles auf die Physik hinaus“, obwohl er sich auch für Literatur begeisterte und mit seinem 1,0-Abizeugnis unter Beweis stellte, dass reichlich Talente in ihm schlummerten. Nach sechs Physik-Semestern an der FU Berlin ging er auf Reisen: USA, Hamburg, Tokio, Heidelberg, Padua und Genf. Seit Mai 2022 lehrt und forscht der Teilchenphysiker, der in seiner knapp bemessenen freien Zeit mit seiner Familie gerne vom heimischen Gievenbeck aus das Münsterland mit dem Fahrrad erkundet, an der Universität Münster.

Die Gravitationswellen werden noch viele Jahre seine Arbeit dominieren. Man weiß zwar, dass sie sich wenig um Hindernisse in Raum und Zeit scheren und durch alles hindurchraschen. Aber noch weiß niemand mit Gewissheit, woher sie stammen. Kai Schmitz und sein Team prüfen die Option, ob sie die Folge eines Ereignisses vor rund 13,8 Milliarden Jahren sind, als extrem heißes Plasma auseinanderdriftete, als sich der Urknall und damit der Beginn von allem ereignete. Dazu beobachten die Experten mit Radioteleskopen 68 sogenannte Pulsare – tote Sterne, die sich schnell drehen und die sehr gleichmäßig Strahlen senden. Sie funktionieren wie zuverlässige Uhren, deren mögliche Takt-Abweichungen die Messung von Gravitationswellen ermöglichen. „Pulsare, von denen wir hoffentlich noch mehr finden, sind wie Leuchttürme im All oder Leuchtbojen auf dem Meer. Sie sind jedenfalls ein Geschenk des Himmels“, unterstreicht Kai Schmitz.

Mit Erwartungen hält sich der Naturwissenschaftler wohlweislich zurück. Wobei er durchaus ein Talent für Prognosen zu haben scheint. Als Grundschüler musste er einst auf einem Aufgabenblatt unterschreiben – er signierte mit „Prof. Kai“.

Auf dem Aasee macht Kai Schmitz die Welle, die sich auf ähnliche Art und Weise ausbreitet wie die Gravitationswellen in unserem Universum.



Die richtige Dosis finden

Bei den FISU World University Games im Juli sicherte sich Pharmaziestudentin **Julia Tertünte** im „Leichten Einer“ die Bronzemedaille. Ein großer Erfolg, der ein hohes Maß an Disziplin, Ehrgeiz und Motivation erfordert, damit der Ruderin der Spagat zwischen Leistungssport und Studium gelingt. *Dr. Kathrin Kottke*

Eine lange Reise hatte Julia Tertünte vor sich, als sie sich im Juli auf den Weg nach Chengdu machte – satte 8.000 Kilometer vom münsterschen Prinzipalmarkt entfernt. Die 20 Millionen-Einwohner-Metropole in China war Austragungsort der FISU World University Games 2023. Schweren Herzens musste sie ihr Ruderboot „Lightning McQueen“ zuhause lassen. Doch auch das Leihboot, mit dem sie beim Wettkampf im „Leichten Einer“ gegen internationale Spitzenathletinnen antrat, führte zum Erfolg: Mit einer Zeit von 7:50.42 über 2.000 Meter sicherte sie sich den dritten Platz und brachte voller Stolz die Bronzemedaille zurück mit nach Münster.

2017 suchte die Studentin nach einer neuen sportlichen Herausforderung, nachdem sie jahrelang Leichtathletik auf Spitzenniveau betrieben hatte. Zahlreiche Verletzungen waren der Grund, etwas Neues auszuprobieren. Innerhalb nur weniger Jahre entwickelte Julia Tertünte eine ordentliche Portion Ehrgeiz und eine große Leidenschaft für den Rudersport, der ihr viel abverlangt. Denn neben dem Sport, der aus vielen Trainingsstunden und aufwendigen Wettkämpfen besteht, studiert die gebürtige Essenerin Pharmazie an der Universität Münster. Sie muss im wahrsten Sinne des Wortes die richtige Dosis finden, um beidem gerecht zu werden. „Phasenweise war es mehr als herausfordernd, Studium und Sport in Einklang zu bringen. In diesem Jahr habe ich mein Praktisches Jahr in einer Apotheke absolviert. Das bedeutete eine 40-Stunden-Woche, Prüfungsvorbereitungen und intensives Wettkampftraining für mich. Ab und an hatte ich Zweifel, ob ich das alles schaffe“, beschreibt Julia Tertünte.

Doch der Erfolg hebelte die Zweifel aus. Neben der Drittplatzierung in Chengdu nahm sie an vielen weiteren Regatten teil und beendete ihr Praktisches Jahr. „Mein Motto lautet: nicht aufgeben! Auch wenn ein Wettkampf nicht so läuft, wie ich es mir erhofft habe oder wenn die Klausur ein zweites Mal geschrieben werden muss“, sagt die 26-Jährige, „verliere ich meine Ziele nie aus den Augen.“ Kraft, die sie sowohl in der Universität als auch auf dem Wasser benötigt, schöpft sie aus ihrem Durchhaltevermögen und ihrer Motivationsfähigkeit. „Das Pharmaziestudium erfordert ein hohes Lernpensum und einen intensiven Arbeitsaufwand über mehrere Jahre. Beim Rudern ist das nicht anderes – vor allem, wenn man vorne mit dabei sein möchte“, betont das Ausnahmetalent. Energie erhält Julia Tertünte auch durch ihren Ruderverein, denn Trainer und Freunde haben großes Verständnis für ihre Situation. Der Verein sei wie eine zweite Familie für sie, sagt sie. In fast jeder freien Minute – meistens in den Abendstunden und am Wochenende – ist sie im größten Ruderclub des Münsterlandes in der Bennostraße anzutreffen oder auf dem Dortmund-Ems-Kanal. Von der Kanalpromenade kann man sie beobachten, wie sie kraftvoll Zug um Zug die Ruder ihres rund 14 Kilogramm schweren Bootes ins Wasser schlägt – jedoch verliert man sie schnell aus den Augen, wenn man nicht gerade mit dem Rad nebenher rast.

„Ich gehe jedes Mal glücklich und zufrieden zurück an Land – auch wenn ich am nächsten Tag mit Muskelkater zur Arbeit gehe oder in der Vorlesung sitze“, sagt sie schmunzelnd. Mit Blick auf die kommende Rudersaison bleibt sie gelassen. „Ich freue mich auf neue Wettkämpfe und hoffe, dass ich wieder an der Spitze mitrudern kann. Genauso gespannt bin ich auf meinen Einstieg ins Berufsleben – und hoffe sehr, dass mir der Spagat auch hier gelingt.“

Stolz trägt Julia Tertünte die Bronzemedaille und ihre Lehrbücher in ihrem „Heimathafen“, dem Ruderverein Münster.

Humorvoller Wissensvermittler

Seit August ist das Geomuseum der Universität geöffnet. Museumsdirektor Prof. Dr. Harald Strauß ist hin und weg von den Exponaten und den hohen Besucherzahlen – in den ersten vier Monaten schauten sich über 25.000 Gäste die Ausstellung an. *Brigitte Heeke*

Wenn es Zeitmaschinen gäbe“, sagt Harald Strauß, „würde ich glatt einsteigen, um einen Blick auf lebende Mammute zu werfen.“ Immerhin ist es dem Professor für historische und regionale Geologie vergönnt, an einem seiner Arbeitsplätze an der Universität Münster regelmäßig ein fossiles Exemplar zu sehen: das Ahlener Mammut. Im überdimensionalen Fenster des Geomuseums von weitem sichtbar, schmückt es als Wappentier auch das Logo und die Broschüren des Museums.

Bevor das Rektorat und Harald Strauß am 10. August erstmals Gäste zur Eröffnung willkommen hießen, war das Geomuseum lange 16 Jahre eine Baustelle. „Freunde fragten mich manchmal, ob ich den Spaß daran verloren hätte“, berichtet der Museumsdirektor. Das Gegenteil war der Fall. „Meine Begeisterung ist mit der Zeit sogar gewachsen.“ Der Erdgeschichte-Raum war als einer der ersten Räume fertig. „Er ist noch viel besser geworden, als ich es mir vorgestellt hatte. Wir kannten ja bis dahin nur die Pläne.“ Beim Aufbau des rund 43.000 Jahre alten, frisch restaurierten Mammuts vor anderthalb Jahren sei es ihm ähnlich ergangen.

Die Begeisterung für sein Fach setzte früh ein: Dass er in Clausthal-Zellerfeld Geologie studieren würde, stand für Harald Strauß, der im nahegelegenen Bad Sachsa im Harz aufwuchs, schon während der Schulzeit fest. „1983 bin ich gefragt worden, ob ich mir vorstellen könnte, in Göttingen zu promovieren.“ Als Postdoktorand forschte er für drei Jahre in den USA: in Bloomington im Bundesstaat Indiana und an der University of California in Los Angeles. „Dort waren wir 55 Wissenschaftler aus zehn Ländern und verschiedenen Disziplinen. Das war eine tolle Zeit.“ Seine Frau und sein neugeborener Sohn begleiteten ihn. „Weil das Telefonieren sehr teuer war, hielten wir den Kontakt nach Deutschland über einen ungewöhnlichen Weg: Einmal pro Monat haben wir Kassetten besprochen und sie per Briefpost an unsere Eltern verschickt.“ 1988 bekam er das Angebot, an der Universität Bochum das Isotopen-Labor mit aufzubauen, und die junge Familie kehrte nach Deutschland zurück. Seit 1999 lehrt und forscht der Vater zweier mittlerweile erwachsener Kinder in Münster.

„Mit der Isotopenmessung lassen sich uralte Stoffwechselfade ermitteln“, erläutert Harald Strauß. „Es ist erstaunlich, wie viele Fragestellungen man damit bearbeiten kann. Wir haben damit schon alles Mögliche analysiert, natürlich Gesteine, aber auch Kuhhaare, griechische Statuen oder Vogelfedern.“ Auf der Suche nach Vergleichsproben für Prozesse in der frühen Erdgeschichte stach er 2005 das erste Mal mit einem Forschungsschiff in See – mit der „Meteor“. Mittlerweile hat Harald Strauß mehrere Expeditionen absolviert und erwarb sich einen Ruf als fleißiger, genügsamer und humorvoller Mensch. So habe ihn ein neues Crewmitglied auf dem Schiff im vergangenen Sommer mit den Worten begrüßt: „Ach, du bist der, der nur vier Stunden Schlaf braucht.“

Die Leidenschaft für sein Fach gibt Harald Strauß regelmäßig auch in der Kinder-Uni weiter. Der 63-Jährige bedauert, dass Abiturienten die Geologie anders als Mathe, Deutsch oder Geschichte nicht als eigenes Fach auf dem Stundenplan kennen. „Dabei sind unter den aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen viele Geo-Themen wie der Klimawandel oder die Ressourcenknappheit“, unterstreicht der Wissenschaftler. Auch deshalb liegen ihm Vermittlungsformate am Herzen. Die Arbeit für das Geomuseum fällt ihm leicht, obwohl sie wie ein zusätzlicher Vollzeitjob zu seiner Forschung und Lehre hinzukomme.

Vor zwölf Jahren übernahm er die Leitung des Museums, bei dem es sich in erster Linie um eine wissenschaftliche Sammlung handelt. 2.300 originale Exponate wurden für die Dauerausstellung ausgewählt, in der die Kältesteppe der einzige Bereich mit traditionellen „Bitte nicht berühren“-Schildern ist. „Nach Möglichkeit wollen wir keine Plexiglasscheibe zwischen das Mammut und die Besucher setzen, und bisher klappt das auch hervorragend.“ Den Museumsaufsichten biete sich an dieser Stelle der Ausstellung ein oft interessanter Anblick, wenn die Gäste versuchen, sich selbst und das über drei Meter hohe Mammut zusammen auf ein Selfie zu bekommen ...



Harald Strauß vor dem neu eröffneten Geomuseum, dessen Hauptattraktion, das 1910 in einer Tongrube in Ahlen gefundene Wollhaarmammut, durch ein großes Fenster auf den Domplatz blickt.



Julia Bühner vor dem Friedenssaal: Der hier im Jahr 1648 beschlossene Westfälische Frieden gilt aus europäischer Sicht als Meilenstein der Völkerrechtsgeschichte.

„Aus dem Zufall wurde ein Glücksfall“

Julia Bühner betritt mit ihrer Doktorarbeit zur Völkerrechtsgeschichte der Eroberung der Kanarischen Inseln wissenschaftliches Neuland. Dafür erhielt sie im September eine Sonderauszeichnung des Förderpreises für junge Historikerinnen und Historiker von der Stadt Münster. Anke Poppen

Gran Canaria, Teneriffa, Fuerteventura – die meisten denken dabei an Strandurlaub. Nicht so Julia Bühner: Die Historikerin hat für ihr Dissertationsprojekt in Archiven und Bibliotheken auf den Kanarischen Inseln geforscht. Zum Sonnen und Baden gab es dabei wenig Gelegenheit, im Gegenteil. „Die Universität von Teneriffa liegt in La Laguna, in einem Tal umgeben von Lorbeerwäldern. Da war das Wetter eher so wie in Münster“, berichtet sie. Grund ihrer Aufenthalte war ihre Forschung zur Völkerrechtsgeschichte der Eroberung der Kanarischen Inseln durch die Krone von Kastilien in den Jahren 1402 bis 1496. Dafür bekam sie von der Stadt Münster eine Sonderauszeichnung des Förderpreises für junge Historikerinnen und Historiker verliehen. Die Jury würdigte den disziplinübergreifenden Ansatz der Arbeit, mit dem sie „mutig wissenschaftliches Neuland betritt“.

Aufgewachsen in der Nähe von Werl, lag ein Studium an der Universität Münster nahe. Schnell war Julia Bühners Leidenschaft für die Geschichte des Mittelalters entfacht. „Aus dem Schulunterricht brachte ich wie die meisten Studierenden kaum Vorwissen über das Mittelalter mit und wurde dann vom Facettenreichtum dieser Epoche überrascht. Dass die mittelalterliche Geschichte in Münster so breit aufgestellt ist, war mir vorher nicht bewusst. Aus dem Zufall wurde für mich ein Glücksfall“, erinnert sie sich. Ein Masterseminar zum mittelalterlichen Völkerrecht und ihre Freude an der spanischen Sprache führten sie schließlich zu ihrem Dissertationsthema.

In ihrer Promotionschrift relativiert sie die gängige Vorstellung, dass das Völkerrecht eine rein europäische Errungenschaft sei. „Unter anderem gilt der Westfälische Frieden als Meilenstein der Völkerrechtsgeschichte, bei dem die Grundlagen des modernen Staatensystems gelegt wurden. Diese Sichtweise ist aber sehr europazentriert. Mich interessiert, ob es auch in anderen, etwa indigenen Kulturen, Pendant zu dem gibt, was wir heute unter Völkerrecht und internationalen Beziehungen verstehen“, erläutert die Historikerin. „Europäer sind

nicht die alleinigen handelnden Akteure“, lautet eine ihrer Schlussfolgerungen. „Wir sollten Eroberung mehr als Begegnung zwischen den Kulturen begreifen, bei denen unterschiedliche Normativitäts- und Rechtsvorstellungen aufeinandertrafen.“ Dabei gehe es nicht darum, den gewaltsamen Akt der Eroberung zu leugnen, sondern ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass auch indigene Völker zu den Errungenschaften der modernen Welt beigetragen hätten.

Julia Bühner arbeitete mit Quellen verfasst auf Mittelspanisch, Mittelfranzösisch und Latein, wie etwa päpstliche Bullen, königliche Erlasse und Gelehrtentraktate. Allein die vormodernen Sprachstufen waren eine Herausforderung. Umso größer war ihre Freude über die Auszeichnung der Stadt Münster. Vor allem die Laudatio von Prof. Dr. Wilfried Reininghaus hat sie beeindruckt. „Das war meine erste Laudatio und ein besonderer Moment, von anderen etwas über die eigene Forschung zu hören und dafür so viel Wertschätzung zu erfahren“, schildert sie ihre Eindrücke. „Dieses Feedback noch vor Erscheinen meines Buches bedeutet mir sehr viel.“

Während ihrer Promotion bei Prof. Dr. Martin Kintzinger am Historischen Seminar profitierte Julia Bühner vom fruchtbaren Umfeld an der Universität Münster. Hinzu kamen wichtige Impulse aus dem Doktorandenkolloquium am Max-Planck-Institut für Rechtsgeschichte und Rechtstheorie in Frankfurt, dessen Direktor Prof. Dr. Thomas Duve ihre Dissertation mitbetreute. Münster war der richtige Ort für die Historikerin, die beim Klavierspiel ihren Ausgleich findet. „Ich liebe den Domplatz, das Fürstenergasse und die Bibliotheken“, sagt sie. An ihrem Wohnfeld in Gievenbeck mag sie das viele Grün. Vielleicht fliegt sie irgendwann zum Baden auf die Kanaren? „Eher nicht“, sagt sie und lacht, „viel interessanter finde ich die archäologischen Ausgrabungsstätten. Hier wird noch viel geforscht, und es ist zu erwarten, dass wir in Zukunft noch Neues über die faszinierende Geschichte der Kanarier lernen können.“



Preis für junge Historikerinnen und Historiker

Auf den Spuren von Alexander Fleming

Prof. Dr. Ivan Berg ist ein erfolgreicher Mikrobiologe: Im Oktober erhielt er mit drei weiteren Wissenschaftlern einen „ERC Synergy Grant“ – für ihn die perfekte Möglichkeit, mehr über den Stoffwechsel von urzeitlichen Mikroorganismen herauszufinden. *André Bednarz*

Es gibt Gespräche, die brauchen viel Führung, Fragen und Anschübe. Und es gibt Gespräche, die von einem Enthusiasmus und einer Gradlinigkeit des Gegenübers geprägt sind, dass es als Fragesteller reicht, aufmerksam zuzuhören und in eine neue, bisweilen fremde Welt einzutauchen. Für ein solches Gespräch sorgt Dr. Ivan Berg, Professor im Institut für Molekulare Mikrobiologie und Biotechnologie an der Universität Münster – er weiß genau, was jemanden interessiert, der ein Porträt über ihn schreiben möchte: Herkunft, beruflicher Werdegang, Arbeitsschwerpunkte, Persönliches.

Ohne Umschweife thematisiert er etwas Offensichtliches: seinen Akzent. Wenn das hörende Ohr vermutet, dass Ivan Berg aus Russland stammt, dann hat es Recht. Geboren wurde er im Jahr 1975 in der Hauptstadt Moskau. Sein beruflicher Werdegang ist mit seiner Herkunft eng verknüpft: Ivan Berg war etwa 13 Jahre alt, als er erkannte, was er werden will – Mikrobiologe. In diesem Alter bekam er ein Buch über Alexander Fleming, den Entdecker des Penicillins, in die Hand und war begeistert. Fortan nahm er an einer Schul-AG teil, in der er Bakterien züchtete. „Jeden Samstag habe ich mit Begeisterung geschaut, ob etwas in den Petrischalen gewachsen ist“, erklärt er.

Fast 30 Jahre lang war die Zwölf-Millionen-Einwohner-Metropole Ivan Bergs Lebensmittelpunkt: Kindheit, Studium, Promotion und wissenschaftliche Mitarbeit sind mit der Stadt verbunden. 2007 ging es gen Westen, konkret nach Freiburg im Breisgau. „In Moskau bin ich mit meiner Forschung an Grenzen gestoßen. Also habe ich mich bei Prof. Dr. Georg Fuchs in Freiburg beworben und eine erfolgreiche, in wissenschaftlicher Hinsicht sogar romantische Zeit begonnen.“ Unterstützt durch den Mikrobiologen Georg Fuchs, forcierte Ivan Berg eine Wissenschaftskarriere in Deutschland. Von 2011 bis 2016 erhielt er ein Heisenberg-Stipendium, das ihm den Übergang von der Postdoc-Stelle zur eigenen Professur ermöglichte. Letztere trat er am 1. Oktober 2016 in Münster an.

Der berufliche Erfolg, der sich spätestens in Freiburg einstellte, begleitet Ivan Berg auch in Münster. Als Spezialist für Stoffwechselwege forscht er dazu, unter welchen Bedingungen und unter Nutzung welcher Prozesse ein Organismus Kohlenstoff verarbeitet. Dabei geht es Ivan Berg darum, erstens ein Problem zu erkennen, zweitens das Problem als solches zu bestätigen und es drittens zu lösen. Das ist auch das Ziel des Projekts „Archean Park“, der jüngsten Erfolgsmeldung des Biologen. Ivan Berg und drei Kollegen aus Bremen, Potsdam und Duisburg-Essen haben im Oktober den mit 11,5 Millionen Euro ausgestatteten „ERC Synergy Grant“ erhalten. Im sechs Jahre laufenden Projekt wollen die Forscher das Leben unter ursprünglichen Bedingungen, wie sie vor vier bis zweieinhalb Milliarden Jahren auf der Erde herrschten, untersuchen und danach fragen, welche Rolle eine hohe Kohlenstoffdioxidkonzentration für den Stoffwechsel von Mikroorganismen spielte. Ivan Berg ist überzeugt vom Vorhaben. „Ein besseres Team als unseres gibt es nicht, jeder ist weltweit der Beste auf seinem Gebiet.“

Ivan Berg ist anzusehen, wie stolz und glücklich er über den Grant ist. Freudig zeigt er ein alkoholisches Kaltgetränk, angereichert mit dem Mikroorganismus Hefe, das zufällig den Namen „Berg“ trägt und zur Feier des Grants besorgt wurde. Doch ihn treibt etwas anderes an. „Ein Grant ist etwas Formales. Größere Freude bereitet es mir, wenn ich etwas Neues entdecke und sich eine meiner Hypothesen als richtig erweist“, betont er.

Die große Begeisterung, mit der Ivan Berg von seiner Arbeit spricht, lässt fast vergessen, dass er mehr ist als nur Wissenschaftler. Seine beiden achtjährigen Zwillingsskinder helfen ihm mit großem Erfolg dabei, die Mikrobiologie zumindest stundenweise zu vergessen. „Es macht Spaß, den Kindern beim Wachsen zuzusehen und mich durch ihre Veränderungen selbst zu verändern.“ Der schöne Satz von Ivan Berg, wonach man die Wissenschaft nicht aus dem Kopf nehmen könne, zeigt aber, dass die Arbeit für ihn nicht an der Institutstür endet und er jeden Tag den Traum seines 13-jährigen Ich lebt.

Ivan Berg vor dem Logo seines Forschungsprojekts „Archean Park“, das er und seine Kollegen mit einem Augenzwinkern dem Logo der „Jurassic Park“-Filme nachempfunden haben.

Im Einsatz für Klima und Gesundheit

In der „Klima-Limette“ lernen Medizinstudierende, wie sich der Klimawandel auf unsere Gesundheit auswirken kann. Co-Leiterin Franziska Köster, selbst Medizinstudentin, hat das Simulationstraining maßgeblich mitentwickelt. Im November zeichneten die Ersatzkassen das Projekt mit dem Zukunftspreis aus. *Julia Harth*

Das Licht ist gedämpft. Hier und da dringt ein Flüstern durch den runden, schwarz gestalteten Raum. An den Wänden stehen zwölf kleine Tische mit Laptops und Telefonen. Durch große Glasscheiben fällt der Blick auf ebenso viele umliegende „Behandlungszimmer“.

Konzentriert beobachten und dokumentieren Lehrende der Medizinischen Fakultät, wie Studierende in den etwa acht Quadratmeter großen Räumen „Fallbeispiele“ absolvieren, wie sie also mit Patientinnen und Patienten umgehen, deren Krankengeschichte erheben und Diagnosen stellen. Die Scheiben sind einseitig verspiegelt, damit nichts die Szenerie stört. Sechs Fälle müssen die angehenden Ärztinnen und Ärzte in kurzer Zeit unter möglichst realistischen Bedingungen bearbeiten. Der Ort: die „Limette“ – das Lernzentrum für individualisiertes medizinisches Tätigkeitstraining und Entwicklung am Malmedyweg in Münster. Die zu behandelnden Personen: allesamt Schauspielerinnen und Schauspieler.

Mitten im Beobachtungsraum steht Franziska Köster. Sie wirkt entspannt – alles läuft gut. An diesem Vormittag ist sie Studentin, Co-Dozentin und Organisatorin zugleich. Mit einigen Kommilitoninnen hat die 25-Jährige ein Simulationstraining entwickelt, das die Folgen des Klimawandels auf die Gesundheit des Menschen in den Mittelpunkt rückt – ein bisher kaum beachtetes Thema im Medizinstudium. Psychische Belastungen, hitzebedingte Kreislaufprobleme oder klimabedingt zunehmende Infektionen: Die vielfältigen Krankheitsmuster erfordern ein breites medizinisches Wissen sowie den Mut, eigene Unsicherheiten zu überwinden, wenn es darum geht, auch in unklaren Situationen zum Wohle der Patienten zu handeln. „Für uns werden die Folgen des Klimawandels im späteren Berufsleben sehr bedeutsam sein“, ist sie überzeugt. Umso wichtiger sei es, Medizinstudierende darauf vorzubereiten. „Vielen aus unserer Generation macht der Klimawandel Angst.“ Alles untätig hinnehmen? Das ist nicht ihre Devise.

Bereits zu Schulzeiten engagierte sich Franziska Köster, die ihre Freizeit gerne in der Natur verbringt oder ungewöhnliche Sportkurse wie Kanu-Polo oder Akrobatik ausprobiert, ehrenamtlich in ihrer Kirchengemeinde. Nach dem Abitur

machte sie ein freiwilliges ökologisches Jahr beim Umweltbildungsprojekt Arbeit und Ökologie in Bremen. „Ich habe mich schon immer gerne eingebracht und mir Projekte für Kinder und Jugendliche überlegt“, sagt sie über sich selbst.

Über Freunde kommt die gebürtige Bremerin kurz nach Beginn ihres Medizinstudiums zum Aktionsbündnis „Health for Future“ (HFF), ein Zusammenschluss von Menschen aus dem Gesundheitsbereich, die sich für den Klimaschutz einsetzen. Sie nimmt an Demos und Mahnwachen teil. „Ärzte genießen in der Gesellschaft großes Vertrauen. Dieser Rolle sollten wir uns bewusst sein“, betont sie. In der der HFF-Ortsgruppe Münster engagiert sie sich in der Arbeitsgruppe Lehre. Alles dreht sich um die Frage: Wie kann der Klimawandel Teil des Medizinstudiums werden? „Wir wollten keine Vorlesung, bei der man alles auswendig lernt und oft wieder vergisst, sondern ein cooles Format, etwas Anwendungsbezogenes“, erinnert sie sich.

Losgelöst vom Aktionsbündnis geht sie schließlich mit ihrer Kommilitonin Kyra Lilier und drei weiteren Studentinnen auf den ärztlichen Leiter der „Limette“, Dr. Helmut Ahrens, zu. „Er war begeistert und hat uns zunächst in einem Workshop erklärt, wie aus unseren ersten Ideen ein Praxistraining werden könnte“, erzählt sie und lacht. „Wir hatten ja keine Ahnung, wie man lehrt.“ Im Wintersemester 2022/23 besteht das Pilotprojekt, das unter dem Namen „Klima-Limette“ firmiert, die Generalprobe und schafft es nach kurzer, intensiver Vorbereitung als klinisches Wahlfach in die Lehre der Medizinischen Fakultät. Zur Fallsimulation vor Ort gehören außerdem eine E-Learning-Einheit und ein Evaluationsseminar.

Im November 2023 zeichnet der Verband der Ersatzkassen das Projekt mit dem Zukunftspreis aus und bestätigt damit die Bedeutung der Initiative. Kurz vor dem Staatsexamen und dem Praktischen Jahr ist es Franziska Kösters größter Wunsch, dass die „Klima-Limette“ auch nach dem Abschied des Initiatoren-Teams weitergeführt wird. Wohin ihr eigener Weg geht, ist noch ungewiss. Die Anästhesie oder die Allgemeinmedizin seien spannende Fachrichtungen. „Im Grunde wünschen sich doch alle Menschen, dass sie gesund bleiben. Ich möchte gerne einen kleinen Teil dazu beizutragen.“

Medizinstudentin Franziska Köster an einem Beobachtungsplatz in der „Limette“: Von hier aus bewerten Lehrende der Medizinischen Fakultät, wie Studierende in den „Behandlungszimmern“ die Fallbeispiele des Praxistrainings absolvieren.

Spaß am Knobeln

Im Dezember zeichnete die Deutsche Forschungsgemeinschaft Eva Viehmann, Professorin für Theoretische Mathematik, mit dem Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis aus – die wichtigste wissenschaftliche Auszeichnung in Deutschland. Der Preis ermöglicht ihr viel Freiraum und Selbstbestimmung. Dr. Kathrin Kottke

Bereits in der Schule hat Eva Viehmann sich für Mathematik begeistert. Motiviert durch ihren Vater, der ebenfalls Mathematiker ist, wurde zuhause gemeinsam über den Tellerrand der schulischen Mathematik geschaut. „Diese Disziplin hält so viel mehr bereit als nur Rechnen: Nachdenken über Zusammenhänge von Zahlen und geometrischen Objekten oder Knobelaufgaben. Mir hat das schon damals Spaß gemacht und tut es heute immer noch“, erzählt Eva Viehmann, die seit Februar 2022 an der Universität Münster forscht und lehrt. Man spürt die Begeisterung, wenn man mit der 43-Jährigen über ihre Arbeit spricht oder sie bei Vorlesungen und Seminaren beobachtet. Und diese Leidenschaft und ihre Fähigkeiten überzeugten auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die die Mathematikerin im Dezember mit dem Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis auszeichnete.

In den vergangenen Jahren forschte Eva Viehmann vor allem zur arithmetischen Geometrie im Rahmen des „Langlands-Programms“. Das 1967 von dem Kanadier Robert Langlands aufgestellte Programm besteht aus einer Reihe von weitreichenden Vermutungen, die die Zahlentheorie und die Darstellungstheorie miteinander verknüpfen. „Dieses Verfahren gehört zu den faszinierendsten Gebieten der theoretischen Mathematik und ist noch längst nicht vollständig erforscht“, erklärt Eva Viehmann. Es umfasst scheinbar geheimnisvolle Verbindungen zwischen Zahlentheorie, also der Theorie der ganzen Zahlen, auf der einen Seite und Darstellungstheorie, die sich grob gesprochen mit Symmetrien befasst, auf der anderen Seite.

Dass Eva Viehmann eine Könnlerin in ihrem Fach ist, davon zeugen zahlreiche weitere Preise und Auszeichnungen, darunter zwei ERC-Grants des Europäischen Forschungsrats. Doch wichtiger ist ihr die Anerkennung durch Fachkolleginnen und -kollegen. „Es macht mich glücklich, wenn andere Wissenschaftler, die etwas von meiner Arbeit verstehen, mit meinen Forschungsergebnissen etwas anfangen können und weiter damit arbeiten“, betont sie. Schließlich gehe es in der Wissenschaft vorrangig darum, gemeinsam Projekte voranzubringen, Wissen zu vermehren, zu prüfen und vorhandene Erkenntnisse auszubauen.

Darüber hinaus vermittelt sie ihre Arbeit auch außerhalb wissenschaftlicher Fachkreise, beispielsweise in Podcasts, Videos oder Interviews. Es ist ihr wichtig, dass der Zugang und das Image der Mathematik sich ändern. Für Erfolge in der Mathematik sind Geduld und Ausdauer entscheidende Faktoren. „Wir nutzen nicht die eine Methode oder das eine Verfahren, um zu rechnen. Vielmehr versuchen wir zu verstehen, was hinter den Dingen steckt und wie man das eigentliche Problem angehen kann“, erklärt sie ihre Arbeit. Das könne durchaus Monate oder sogar Jahre in Anspruch nehmen. Manchmal müsse man sogar ein Forschungsprojekt abbrechen und sich eingestehen, dass man in einer Sackgasse steckt. Umso erfreulicher ist es, wenn man nach einer langen Zeit einen wissenschaftlichen Durchbruch erzielt und diesen mit seiner Fach-Community auf der ganzen Welt teilen kann.

Nach wissenschaftlichen Stationen unter anderem in Bonn und München kam sie vor rund zwei Jahren nach Münster. „Unter Mathematikerinnen und Mathematikern herrscht grundsätzlich ein solidarisches und tolerantes Gemeinschaftsgefühl. In Münster erlebe ich dieses Miteinander besonders intensiv – diese Offenheit und Kollegialität ist nicht selbstverständlich“, sagt Eva Viehmann. Zudem biete Münster ein ideales Forschungsumfeld in ihrem Forschungsgebiet der reinen Mathematik, zu der beispielsweise die Algebra, die Topologie, die Funktionalanalysis und die Zahlentheorie gehören. Im Institut sitzt sie Tür an Tür mit Kollegen, die zu sehr verwandten Gebieten arbeiten. Mit dem mit rund 2,5 Millionen Euro dotierten Leibniz-Preis kann sie ihre Arbeitsgruppe nun nach ihren Vorstellungen ausbauen. „Es ist großartig, dass ich jetzt weltweit exzellenten Wissenschaftlern anbieten kann, nach Münster zu kommen und gemeinsam zu forschen. Das schafft mir den Freiraum, das zu tun, worauf ich wirklich Lust habe“, betont die Mathematikerin. Denn wissenschaftliche Ziele habe sie noch reichlich. „Der Drang nach Erkenntnis und Verständnis von ungelösten Problemen ist mein Antrieb. Ich werde nie müde, weiter zu knobeln.“ Ob mit Fachkollegen am Institut oder mit ihren Kindern zu Hause – ähnlich, wie sie es damals zu Schulzeiten erlebt hat.



Ein Stück Kreide und eine Tafel – mehr braucht Eva Viehmann oftmals nicht, um zu forschen und zu lehren.

IMPRESSUM**Herausgeber:**

Rektor der Universität Münster, Schlossplatz 2, 48149 Münster

Projektleitung:

Christine Thieleke

Redaktion:

Norbert Robers, Christine Thieleke

Texte:

André Bednarz, Hanna Dieckmann, Julia Harth,
Brigitte Heeke, Dr. Christina Hoppenbrock,
Dr. Kathrin Kottke, Anke Poppen, Norbert Robers

Gestaltung:

goldmarie design

Übersetzung:

Ken Ashton

Fotografien:

Nike Gais Fotografie (Porträtfotos),
Peter Leßmann (Foto S. 1)

Druck:

Druckhaus Tecklenborg GmbH & Co. KG

Auflage:

2.000

Diese Broschüre wurde auf FSC-zertifiziertem Papier (Soporset Premium Offset) mit Ökofarben gedruckt. Das verwendete Papier ist wie folgt zertifiziert: FSC, EU Ecolabel

Münster, Februar 2024

